

Arbeiten ist Beherrschtwerden: die Zurichtung eines schwarzen Arbeitskräftereservoirs durch die Kolonisatoren in Rhodesien

Martin, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Martin, P. (2002). Arbeiten ist Beherrschtwerden: die Zurichtung eines schwarzen Arbeitskräftereservoirs durch die Kolonisatoren in Rhodesien. *Journal für Psychologie*, 10(3), 227-248. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28112>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Arbeiten ist Beherrschtwerden

Die Zurichtung eines schwarzen Arbeitskräftereservoirs
durch die Kolonisatoren in Rhodesien

Peter Martin

Zusammenfassung

Dieser Aufsatz untersucht die Geschichte der Kolonisierung Rhodesiens unter dem Gesichtspunkt der Arbeit, namentlich der Maßnahmen und Mechanismen, mittels derer die Kolonisatoren die afrikanischen Bewohner nach der militärischen Unterwerfung zur Lohnarbeit zwangen. Die Zurichtung eines Reservoirs schwarzer Arbeitskräfte wird in zwei Komponenten beschrieben: Die erste ist die Erzeugung von *Bedürftigkeit*; durch die Untergrabung der Subsistenz der bestehenden Gemeinschaften wird der Zwang zum Geldverdienen und damit zur Lohnarbeit hergestellt. Die zweite Komponente ist die *Disziplinierung* der afrikanischen Arbeitskräfte durch Strafgesetze und Erziehungsversuche. Am Beispiel der Zeitorientierung wird gezeigt, daß die Arbeitsgewohnheiten der in Subsistenzgemeinschaften lebenden Afrikaner(inne)n nicht mit den Rhythmen industriekapitalistischer Produktion kompatibel waren. Beschrieben wird auch die Rolle der Ideologie vom „faulen Neger“ bei der Rechtfertigung der Zwangsmaßnahmen. Es zeigt sich, daß die puritanische Arbeitsauffassung der Siedler ihrer Wahrnehmung ein Gefängnis errichtete, so daß sie den Lebensformen der Afrikaner(innen), die keiner hektischen Produktivität verpflichtet waren, mit Unverständnis und Wut begegneten. Den Abschluß bilden Überlegungen zur auch hier und heute wenig hinterfragten allgemeinen Akzeptanz des abstrakten und normativen Arbeitsbegriffs und der an ihm ausgerichteten Arbeitsdisziplin. Letztere ist verdächtig, untrennbar mit Aggressivität verknüpft zu sein, da es ihr unmöglich scheint, alternative Lebensformen wahrzunehmen, ohne sie abzuwerten.

Schlagwörter

Arbeit, Kolonisierung, Rhodesien/Zimbabwe, Entfremdung, Arbeitsdisziplin, Industrialisierung, Zeit.

Summary

To Work Is to Be Ruled. How the Rhodesian Colonists Established a Black Labour Force within a Racist Economic System

This article examines the history of the colonization of Rhodesia, specifically the establishment by the white colonists of a black work force through measures and mechanisms of force and coercion. This will be described as a twofold process; which involved, firstly, undermining the subsistence of the African communities, thereby implementing the need to earn money and consequently to work for the white settlers; and, secondly, the enforcement of work-discipline by punishment and ideological education. It is shown that the traditional culture of the African communities and the related habits of working and organization of time did not fit with the rhythms of capitalist industrial production. In justifying force and violence against the Africans, the colonists utilized the ideological concept of the „lazy nigger“. The puritan work ethic of the settlers in effect imprisoned their perception of the Africans, rendering the settlers incapable to view African life realistically. Finally, a reflection on today's concept of work in Europe shows that the abstract and normative concept of work and the work discipline related to it are still predominant. Work discipline is questioned with regard to its connection to aggression, because of the correlation of work discipline with the tendency to denounce as inferior such ways of life that are not compatible with it.

Keywords

Labour, colonization, Rhodesia/Simbabwe, alienation, discipline, industrialization, time.

Einleitung

„(Sie lungern herum) in Faulheit und Müßiggang. Sie erheben sich nie, um zu arbeiten. [...] Es ist unsere heilige Pflicht als Regierung, diese Kinder aus Faulheit und Müßiggang herauszuholen und ihnen freundliche Anreize zu geben, um hervorzukommen und die Würde der Arbeit zu erkennen.“¹

So schrieb Cecil Rhodes (1853–1902), der Minenbesitzer, Millionär und Namenspatron des britischen Protektorats und der späteren Kolonie Rhodesien. Wenn er „Kinder“ sagt, meint er die angestammten Bewohner(inn)en jenes Gebietes, das Rhodes' *British South African Company* (BSAC) und weiße Siedler mit Waffengewalt unter ihre Herrschaft gebracht hatten. Rhodesien wurde ein ökonomisch prosperierender Apartheidstaat. Grundlage des wirtschaftlichen Erfolges der weißen Unternehmen war nicht zuletzt: Arbeit, und zwar Arbeit, die schwarze Männer für karge oder gar keine Löhne im Dienst der weißen Herren verrichteten, sowie die Arbeit von Frauen und Kindern, die in der traditionellen Landwirtschaft die Männer mit ernähren, aber, solange die für Weiße arbeiteten, auf deren Mitarbeit verzichten mußten. Die „freundlichen Anreize“, deren Verwendung Rhodes oben befürwortet, sind das Thema dieses Aufsatzes. Knapp vierzig Jahre – von 1890, als die ersten weißen Siedler ankamen, bis zum Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts – hat es gedauert, den Zwang zur Lohnarbeit in die afrikanische Lebenswelt zu installieren. Hier soll gezeigt werden, daß man den Prozeß der Zurechtweisung eines schwarzen Arbeitskraftreservoirs für die Interessen der weißen Siedler am besten versteht, wenn man ihn aus folgenden zwei Komponenten zusammengesetzt denkt: aus der Implementierung von *Bedürftigkeit* in subalternen Gemeinschaften einerseits, und der *Disziplinierung* der Körper und Seelen der schwarzen Arbeiter für die Zwecke der kapitalistischen Arbeitsrhythmen andererseits.

¹ Zitiert nach Gronemeyer (1991, 17f.).

Zwang zur Arbeit I: Herstellung von Bedürftigkeit

Eroberung

Die Darstellung bedarf einer kurzen historischen Einführung. Wie wurde das Gebiet zwischen den Flüssen Limpopo und Sambesi zum britischen Protektorat Rhodesien? Seit 1840 herrschten in Matabeleland, dem Südwesten des späteren Rhodesien, die Krieger der Ndebele. Sie hatten, nachdem sie vor Auseinandersetzungen mit den Buren aus dem Süden geflohen waren, die in Matabeleland ansässigen Shona-Völker unterworfen und übten ihre Herrschaft durch Raubzüge und Tributforderungen aus. In den begehrliehen Blick der Kolonisatoren geriet das Gebiet in der Folge eines kurzlebigen Goldrauschs (1868–1870). Für Großbritannien spielten neben der Hoffnung auf Bodenschätze auch handelsstrategische Erwägungen eine Rolle: Rhodes' Traum war die Errichtung eines zusammenhängenden Kolonialreiches von Ägypten bis zur Kapkolonie (Kap-Kairo-Plan). Mittels eines betrügerischen Vertrags („Rudd-Concession“) mit dem Ndebele-König Lobengula, der des Lesens unkundig war und den die BSAC-Unterhändler übertölpelten, verschaffte sich Rhodes' Company 1888 die Legitimation zur Inbesitznahme des Landes (Loney 1975, 34). Im Jahr 1889 verlieh die britische Regierung der BSAC eine königliche Charta als Konzessionsgesellschaft, die die *Company* berechnigte, in dem später Rhodesien genannten Gebiet die Interessen der Regierung zu vertreten, eingeschlossen das Recht auf Ausübung legislativer und exekutiver Funktionen. Ab 1890 zogen Siedler aus der Kapkolonie und aus England in das Konzessionsgebiet.

Im Mashonaland, dem nordöstlichen Teil des heutigen Zimbabwe, begegneten die dort ansässigen Shona den Weißen zunächst mit Gastfreundlichkeit. Sie erwarteten, daß diese Ankömmlinge wie ihre Vorgänger, die Goldsucher, nur vorübergehend bleiben würden. Die Weißen hingegen betrachteten sich von Anfang an als die Herren des Landes: Sie mischten sich als Polizisten und Richter in afrikanische Konflikte, verschleppten Shona mit Waffengewalt zur Zwangsarbeit und führten schließlich 1894 eine Hüttensteuer ein. Die Ndebele verhielten sich angesichts der überlegenen Waffengewalt der Weißen vorsichtig. Indessen hielten Rhodes und seine Partner einen Krieg für unvermeidlich: Die Ndebele störten die Errichtung des weißen Machtmonopols. Der Anlaß, der den Konflikt zum Ausbruch brachte, ist aufschlußreich: Als im Jahr 1893 Lobengulas Krieger einen Shona-Häuptling überfielen, den sie beschuldigten, ihnen Vieh gestohlen zu haben, wurden die Shona-Arbeiter auf den umliegenden Farmen und Minen der Weißen von Furcht ergriffen und flüchteten in ihre Dörfer. Das Weglaufen ihrer Arbeitskräfte betrachteten die Siedler als ein Problem, dessen Beseitigung einen Krieg rechtfertigte. Die BSAC stellte ein Söldnerheer zusammen, das die Ndebele leicht besiegte und sie in Reservate

trieb. Später verlor die BSAC schrittweise ihr Machtmonopol an die Siedler, die schließlich 1923 die verantwortliche Selbstregierung mit eigenem Premierminister erhielten, „[...] zwar noch mit theoretischer Kontrolle durch GB, das jedoch seine Interventionsrechte für Afrikaner betreffende Angelegenheiten nie geltend machte“ (Baumhögger 1987, 466 f.). Die Kolonisatoren behaupteten gern, es sei ihrer ordnungsstiftenden Kraft zu verdanken gewesen, daß die Shona aus dem Status der Unterdrückung durch die Ndebele befreit worden seien (vgl. Gronemeyer 1991, 48). Daß die Shona hingegen erkannt hatten, wer die schlimmeren Herren waren, zeigte sich 1896, als sich viele Shona-Gruppen mit den Ndebele verbündeten und einen Aufstand gegen die weiße Herrschaft begannen, der als der Erste Chimurenga-Befreiungskampf in die Geschichte Rhodesiens/Zimbabwes eingegangen ist. Er wurde brutal niedergeschlagen.

Waffengewalt und physischer Zwang, halb- oder außerlegal durchgesetzt, war in den ersten Jahren der weißen Herrschaft ein gängiges Mittel, schwarze Arbeitskräfte für Lastentransport, Straßen- und Gebäudebau, sowie die Arbeit in Minen, in den weißen Haushalten und auf Farmen zu sichern. Der *British Commissioner* (Beamter der britischen Regierung) sprach von einem „system synonymous with slavery“ (zit. n. Loney 1975, 62). Druck des britischen Kolonialministeriums, das darauf bedacht war, die Regierung gegenüber den Eingeborenen als fürsorgliche Herrscherin darzustellen, um Aufstände zu vermeiden, wirkte der Zwangsarbeit entgegen (Fiedler-Conradi 1991, 116). Daß diese schließlich aufgegeben wurde, hat jedoch noch einen wichtigeren Grund gehabt: Die Kontrolle von Zwangsarbeitern bedarf eines aufwendigen Repressionsapparats – zumal dann, wenn es sich um große Projekte handelt. Zwangsarbeit ist ökonomisch ineffizient (Arrighi 1970, 207). Für die Siedlerpioniere, die seit 1890 in Trecks aus der Kapkolonie nach Rhodesien kamen, stellte sich folglich das Problem: Wie kriegt man Leute, die kein Interesse daran haben, für einen zu arbeiten, dazu, genau das zu tun? Die Antworten, die die Siedler fanden, sind im Begriff der *Herstellung von Bedürftigkeit* zusammenzufassen: erstens die Schaffung eines Geldbedarfs durch die Erhebung von Steuern und Pachtgebühren; zweitens die Verdrängung der schwarzen Landwirtschaft vom Markt; schließlich die Untergrabung der Subsistenz durch Verknappung des Landes, das den Afrikaner(inne)n zur Verfügung stand, und durch Einführung von Industriewaren. Wie Marianne Gronemeyer (1988, 40 ff.) zeigt, unterscheidet sich Bedürftigkeit von materieller Not. Letztere kann es auch in subsistenten Gesellschaften geben, etwa infolge von Dürre oder Krieg (vgl. Illich 1982, 137). Bedürftigkeit (oder auch: Knappheit) als ökonomisches Verhältnis entsteht hingegen, wenn die Fähigkeit zur Selbstversorgung zerstört wird. Bedürftig ist einer dann, wenn er von einer äußeren Instanz abhängig ist, deren Zweck die Befriedigung von Bedürfnissen ist. Der Ursprung der Bedürftigkeit ist eine Enteignung: Wollen und Vollbringen, die in einer Person vereinigt waren, werden getrennt, indem die Person ihrer Subsistenzfähigkeit beraubt wird, und treten einander als „Bedürfnis“ und

„Produktion von Bedürfnisbefriedigungsmitteln“ gegenüber. Es wird sich zeigen, daß die Kolonisatoren die Macht, die ihnen die Überlegenheit ihrer Waffen verlieh, dazu nutzten, in den afrikanischen Gemeinschaften Knappheit zu implementieren, die wiederum die Grundlage einer effizienten Herrschaft darstellte.

Steuern

Die oben erwähnte Hüttensteuer von 1894, 10 Jahre später durch eine Kopfsteuer ersetzt, konnte anfangs außer in Bargeld noch in Naturalien oder Arbeit gezahlt werden; damit hatte es jedoch bald ein Ende. Die Notwendigkeit, sich Bargeld zu verschaffen, ein bis dahin unbekanntes Übel unter den Afrikaner(inne)n, wurde so ein Bestandteil ihrer Lebensrealität. Dies wirkte sich allerdings zunächst nicht in der von den Weißen gewünschten Weise aus. Viele Afrikaner(innen) erweiterten ihre landwirtschaftliche Produktion und verschafften sich Geld durch den Verkauf der Überschüsse.² Dies war für sie nicht nur deswegen erstrebenswerter als Lohnarbeit, weil sie es so vermeiden konnten, ihre gewohnte Lebenssphäre zu verlassen und unter schlechten Arbeitsbedingungen den weißen Herren zu dienen – es war auch ökonomisch lohnender: Die Löhne, die die Weißen zu zahlen bereit waren, waren gering. Infolgedessen bestand in den ersten beiden Jahrzehnten der weißen Herrschaft tatsächlich chronischer Mangel an Arbeitskräften, so daß die Siedler genötigt waren, Arbeiter aus Nachbarländern zu importieren. Dies galt im wesentlichen auch dann noch, als die Löhne zwischen 1896 und 1903 infolge der Arbeitskräfteknappheit gestiegen waren. Diese von den weißen Rhodesiern viel beklagte Situation hatte ihre Grundlage darin, daß die Weißen die landwirtschaftlichen Produkte der Afrikaner(innen) benötigten (bzw. daß es billiger war, jene zu kaufen, als Lebensmittel zu importieren), um sich selbst und die Arbeiter in den Minen zu ernähren. Wirtschaftswissenschaftlich gesagt, stand der kapitalistische Sektor in partieller Abhängigkeit vom Subsistenzsektor (Arrighi 1970, 207) – und konnte infolgedessen nicht ungehemmt expandieren. Eine Wende erfuhr diese Situation ab 1903/04. Damals wurde deutlich, daß die rhodesischen Bodenschätze längst nicht so üppig waren, wie es die Siedler und auch die europäischen Investoren erwartet und erhofft hatten. Die nachfolgende ökonomische Krise brachte die Siedler dazu, sich auf die zwei Ressourcen zu besinnen, die ihnen zur Verfügung standen: *das Land und die Menschen, die darauf lebten*. „The economic history of Rhodesia is largely the story of the

² Von dieser Möglichkeit ausgeschlossen waren allerdings diejenigen, die in großen Entfernungen von weißen Siedlungen oder Minen lebten: da sie keine geeigneten Transportmittel besaßen, waren die Wege zu den weißen Händlern für sie zu weit.

exploitation of these two resources and the resulting conflict with the African population“ (Loney 1975, 51). Die Regierung begann daraufhin, die weiße Landwirtschaft gezielt zu fördern: Von Weißen betriebene Farmen wurden massiv subventioniert und die Infrastruktur zum Nutzen weißen, aber nicht schwarzen Handels ausgebaut. Die Kosten für diese Maßnahmen wurden zu einem nicht geringen Teil aus den Steuern der Afrikaner(innen) finanziert (Arrighi 1970, 210).

Land

Unter der Verwaltung der BSAC gab es in Rhodesien drei Sorten von Land: erstens Reservate, die den Eingeborenen zugeteilt waren – dies war tendenziell das Land mit den unfruchtbarsten Böden; zweitens Besitzgüter von Weißen, die diese von der BSAC erworben hatten – und sich dabei naturgemäß die besten Böden ausgesucht hatten; und drittens sogenanntes *unassigned land* (nicht zugeteiltes Land), über das zunächst die BSAC und später die Regierung verfügte. Im Jahr 1909 lebten 54% der Afrikaner(innen) in Reservaten. Die anderen bewohnten noch das Land ihrer Ahnen, das inzwischen entweder einem Weißen gehörte oder noch *unassigned* war. Daß die Weißen dies duldeten, hatte keine humanitären Gründe. Weiße Landbesitzer erhoben Pacht oder verlangten Arbeitsleistungen von denen, die auf ihrem Land lebten. Auf *unassigned land* hingegen konnten die Afrikaner(innen) bis 1909 unentgeltlich leben, da die BSAC zu Recht kalkulierte, daß zukünftige weiße Käufer ein vor Ort zur Verfügung stehendes Arbeitskräftereservoir schätzen würden. 1909 wurde dennoch eine Pacht auch für *unassigned land* eingeführt. Dies leitete eine Phase verstärkter Vertreibung von Afrikaner(inne)n in die Reservate ein. Von 1909 bis 1922 stieg der Anteil der in Reservaten lebenden Afrikaner(innen) von 54% auf 64% (Arrighi 1970, 213). Da die Reservationsgebiete nicht gleichzeitig erweitert wurden,³ war Überbevölkerung die Folge. Die traditionelle *shifting cultivation* der Shona – man bebaut ein Stück Land für ein paar Jahre, solange es gute Erträge liefert, und zieht dann weiter, um woanders neue Felder anzulegen – funktioniert nur, wenn es genügend freies Land gibt, so daß vormals bebaute Flächen brachliegen und ihre Fruchtbarkeit zurückgewinnen können. Erosion als Folge von Überbewirtschaftung und der Zwang, zunehmend auch schlechter geeignetes Land zu bewirtschaften, führten zu einer beträchtlichen Verringerung der Produktivität der schwarzen Landwirtschaft. Zur gleichen Zeit boomte die weiße Landwirtschaft und verdrängte allmählich die schwarze von den Märkten. Die Möglichkeit der Beschaffung

³ Das geschah erst 1931. Die Erweiterungen bestanden auch dann freilich vor allem aus minderwertigem Land.

von Bargeld durch Verkauf ihrer Produkte stand damit immer weniger Afrikaner(inne)n offen. Die weiße Politik hatte ihr Ziel erreicht. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt verschob sich zugunsten der weißen Arbeitgeber.

Männer und Frauen – Lohnarbeit und Subsistenz

Der zunehmende Zwang zur Lohnarbeit für Afrikaner(innen) bedeutete indes nicht die Einführung einer Lohnarbeitsgesellschaft nach europäischem Vorbild in Rhodesien. Kaum ein Shona oder Ndebele arbeitete mehr als ein paar Wochen oder Monate im Jahr bei Weißen. Die Löhne waren bei weitem nicht ausreichend, um eine Familie zu ernähren, sondern gerade hoch genug, um einen Mann während der Zeit seiner Lohnarbeit – während der er von seiner Familie getrennt im *Compound* (einer gefängnisähnlichen Unterkunft für Wanderarbeiter; s. u.) einer Mine oder einer weißen Farm lebte – überleben zu lassen und es ihm zu ermöglichen, Geld für die Bezahlung der Steuern zurückzulegen. Die überwiegende Anzahl der lohnarbeitenden Afrikaner(innen) waren Männer. Frauen wurden am ehesten als Hauspersonal eingestellt, aber auch dort seltener als Männer, da die weißen Ladies die sexuelle Verführungskraft weiblicher Hausangestellter auf ihre Männer fürchteten (Schmidt 1992, 155 ff.). Während in der Folge der oben beschriebenen Land- und Landwirtschaftspolitik eine zunehmende Zahl von schwarzen Männern für immer längere Zeiträume Lohnarbeit zu leisten genötigt war, mußten die in den Reservaten Zurückgebliebenen die fehlende Hilfe in der traditionellen Subsistenzproduktion durch eigene Mehrarbeit ersetzen. Die Aufrechterhaltung des Subsistenzsektors war ganz im Interesse der Weißen. Daß dort Nahrung produziert wurde, machte es möglich, die Lohnkosten niedrig zu halten. Gleichzeitig übernahmen vor allem Frauen und Kinder die Versorgung derjenigen, die alt, krank oder aus anderen Gründen ungeeignet für Lohnarbeit waren. Ein Industrieproletariat entstand in Rhodesien bis in die fünfziger Jahre nicht;⁴ und auch danach blieb der Subsistenzsektor ein wichtiger Stützpfeiler des rassistischen Wirtschaftssystems Rhodesiens.⁵ *Der Erfolg der weißen Wirtschaft in Rhode-*

⁴ Zu der Zeit bestand in einigen Industriezweigen erstmals Bedarf nach einer *stable labour force*, das heißt nach Arbeitern, die nicht nach höchstens einigen Monaten wieder gehen, sondern die im Lauf der Zeit bestimmte Fertigkeiten erwerben, die für einen reibungslosen Ablauf der Arbeit notwendig sind. Daraufhin stiegen in diesen Bereichen die Löhne, so daß es schwarzen Männern möglich wurde, mit ihren Familien in die Stadt zu ziehen und diese allein mit Lohnarbeit zu ernähren. In dieser Zeit betrat dann erwartungsgemäß zum ersten Mal Erwerbslosigkeit die Bühne der Geschichte des Landes.

⁵ Dies zeigt sich unter anderem daran, daß die Regierung ab 1950 angesichts zunehmender Verarmung bis hin zu Unterernährung der in den Reservaten lebenden Afrikaner(innen) den – wenn auch halbherzigen und letztlich erfolglosen – Versuch unternahm, die afrikanische

sien wäre weder ohne die unterbezahlte Arbeit schwarzer Männer noch ohne die unbezahlte Arbeit von Frauen und Kindern möglich gewesen.

Konsum

Wie Arrighi (1970, 211) ausführt, sind *subsistence requirements*, also das, was man zum Leben braucht, durchaus nicht invariabel, nicht rein durch die Physiologie vorgegeben. Vielmehr steigen oder fallen sie mit dem, was man gewohnt ist. In der Zeit relativer Prosperität der schwarzen Landwirtschaft, als Bargeld durch den Verkauf der landwirtschaftlichen Erzeugnisse für viele relativ einfach zu beschaffen war, wurden europäische Massenprodukte erschwinglich und auch erworben. Als dann die Geldeinkommen aufgrund der überlegenen Konkurrenz der weißen Farmen fielen, verschwanden die neuen Bedürfnisse nicht und boten somit einen weiteren Anreiz für Lohnarbeit. Dazu kam, daß die eingeführten Industrieprodukte manche bislang subsistent hergestellten Gebrauchsgüter ersetzt hatten. Da die Produkte afrikanischer Handwerker traditionell getauscht wurden, war mit ihnen kein Geld zu verdienen, was die Handwerker zwang, ebenfalls Lohnarbeit zu verrichten; folglich blieb ihnen neben der Feldarbeit weniger Zeit für handwerkliche Subsistenzproduktion. Zu den neu eingeführten europäischen Konsumartikeln zählte übrigens auch die *Schule*. Sie ist nach und nach zu einem bedeutenden Erzeuger von Bargeldbedarf unter den Schwarzen geworden. Je mehr die Lohnarbeit zu einem wesentlichen Mittel zur Sicherung des Lebensunterhalts wurde, desto mehr setzten Afrikaner(innen) ihre Hoffnung für ihre Kinder auf die Schulbildung, und waren bereit, Geld für Schulgebühren und -bücher auszugeben (Arrighi 1970, 212).

Bier

Das Bierbrauen ist eine traditionelle Aufgabe der Shona-Frauen gewesen. In Dörfern, die in der Nähe von Minen gelegen waren, ergab sich mit dem Verkauf von Bier an Minenarbeiter eine Einnahmequelle. Am Sonntag gingen Minenarbeiter in den nächsten Kraal und betranken sich. Den Minenbesitzern war das Anlaß für Verdruß: Wenn die Shona-Frauen Bier verkauften, brauchten weder sie noch ihre Männer Lohnarbeit zu leisten. Ein *native commissioner* (rhodesischer Beamter) beklagt 1909:

Landwirtschaft zu fördern (auch die erwähnte Erwerbslosigkeit läßt sich ja hervorragend in die Reserve abschieben).

„The women are yearly becoming more lazy and indolent and I do not know of a single case of a girl or woman entering service [als Hausangestellte, P. M.]. The young women living in the vicinity of the mines spend their lives making and selling beer and in general immorality. Where in previous years the women had to do their share of tilling the lands, this work is in many cases now done by natives from other districts employed by the fathers or husbands of the women who become richer by the earnings of the latter“ (zit. n. Schmidt 1992, 60).⁶

Ein zweites Ärgernis für die Minenbesitzer war, daß die sonntäglichen Trinkgelage der Arbeiter beziehungsweise das anschließende Ausschlafen des Rausches sich nicht selten bis zum Montag oder Dienstag hinzogen. Politischer Druck der Minenbesitzer führte 1911 zur Einführung der *Kaffir Beer Ordinance*. Diese untersagte den Besitz von Bier im Umkreis von fünf Meilen um städtische Siedlungen und um die *Compounds* (s. u.) und verbot den Verkauf von Bier. Ausnahmen konnten allerdings, legal oder illegal, gemacht werden. Faktisch entwickelten viele Arbeitgeber ein Anreizsystem für Arbeiter: Wer in einer Woche zur Zufriedenheit des Chefs gearbeitet hatte, erhielt für das Wochenende das Privileg, Bier brauen (bzw. eine Frau damit beauftragen) und es verkaufen zu dürfen. Dieses System hatte für die Minenbesitzer mehrere Vorteile (Fiedler-Conradi 1991, 140 ff.): Die Arbeiter wetteiferten um das Privileg des Bierbrauens. Das Bier war gesund, es verhinderte Mangelkrankheiten wie Skorbut. Verkauf und Genuß des Biers fanden nicht in umliegenden Dörfern, sondern innerhalb der *Compounds* statt, was die Kontrolle der Arbeiter erleichterte und die ärgerlichen blauen Montage einzudämmen half. Auch war die Menge des gebrauten Biers vom Arbeitgeber kontrollierbar, so daß verhindert werden konnte, daß die Rauschzustände arbeitskraftmindernde Qualität annähmen. Schließlich: Wer Geld für Bier ausgibt, arbeitet länger, bis er genügend zusammengespart hat, um nach Hause zurückkehren zu können. Durch die Umsetzung der *Kaffir Beer Ordinance* gelang es den Arbeitgebern, die Sauflust der Arbeiter – auch eine Folge höchst unlustvoller Arbeitswochen in den Minen – wiederum zur Kontrolle der Arbeiter zu nutzen. Was Peter Brückner über den Prozeß der Industrialisierung in Europa sagt, stimmt auch hier: „Erst bewirkt die kolonialistische Gewalt der Industrialisierung eine Transformation im unterworfenen ‚Volk‘, dann müssen die Erscheinungen dieser Veränderung erneut – kolonisiert werden“ (1982, 234). Durch die *Kaffir*

⁶ Die „Immoralität“ hat die Minenbesitzer weniger gestört als unseren besorgten Regierungsbeamten – im Gegenteil: Prostituierte verbesserten den Ruf der Minen bei den Arbeitern. Arbeiter, die Prostituierte bezahlten, mussten auch länger arbeiten, um genügend Geld zu sparen. Diesen Interessen gemäß wurde der Sexverkauf in Rhodesien auch nicht gesetzlich eingeschränkt, im Gegensatz zum Bierverkauf, wie gleich zu sehen sein wird (Fiedler-Conradi 1991, 143). Zum Begriff der Faulheit, der im Zitat zum Ausdruck kommt – faul sind die, die nicht für Weiße arbeiten – vgl. die Abschnitte *Erziehung zur Arbeit und Verinnerlichung der Herrschaft* sowie *Arbeit als Gott und Abstraktum*.

Beer Ordinance war es den Weißen gelungen, das Bier aus einem in der afrikanischen Subsistenzgemeinschaft hergestellten Nahrungsmittel in ein knappes Konsumgut zu verwandeln.

Zwang zur Arbeit II: Disziplinierung

Wie gesehen, war der ökonomische Druck auf die Schwarzen in den ersten Jahren der weißen Herrschaft schwach. Arbeiter, die ihren Posten verließen oder entlassen wurden, konnten sich des Rückhalts der Subsistenzproduktion sicher sein; hungern würden sie keinesfalls (Fiedler-Conradi 1991, 133 f.). Infolgedessen besaßen sie einige Freiheiten, die den Arbeitgebern ein Dorn im Auge waren: „Desertionen“, wie man das Weglaufen von der Arbeit nannte, waren an der Tagesordnung; allzu tyrannische Arbeitgeber wurden gemieden; blaue Montage wurden regelmäßig gefeiert. Um die Arbeiter bei der Stange zu halten, bedurfte es infolgedessen jenseits des Lohnanreizes zusätzlicher Druckmittel.

Master and Servant

Die Unterbringung von schwarzen Arbeitskräften auf Farmen und in Minen erfolgt bis heute gewöhnlich in *Compounds*, d. h. in Lagern, die meist mit Mauern umzogen sind und bisweilen nur einen einzigen Ausgang haben. Der Compound dient der umfassenden Kontrolle der Arbeiter. Dort zusammengepfercht, wurden sie von weißen Aufsehern überwacht, die mit Uniformen, Peitschen und Handschellen ausgestattet waren (Gronemeyer 1991, 77). Die Isolierung der Arbeiter von ihrer gewohnten Lebensrealität und ihren Gemeinschaften erleichterte zusätzlich ihre Beherrschung. Foucault (1976, 181 ff.) hat dieses „Prinzip der Klausur“ (als eine relativ grobe Form der Disziplinierung) beschrieben. Legale Grundlage von Zwangsmaßnahmen sowohl im Compound als auch an der Arbeitsstelle im engeren Sinne war die *Masters & Servants Ordinance* von 1901 (im Folgenden: MSO). Diese war ein Strafgesetz, das alle Dienstverhältnisse regelte. Brüche von Arbeitsverträgen wurden also nicht zivilrechtlich behandelt, sondern vom Staat verfolgt und bestraft. Der Straftatenkatalog der MSO erinnert nicht zufällig an die Fabrikordnungen im Europa der Industrialisierung (vgl. z. B. Brückner 1982, 221 ff.) und kann folgendermaßen zusammengefaßt werden:

1. *Zeitdisziplin: Pünktlichkeit und Einhaltung von Arbeitszeiten*; die Zeitdisziplin wird unter anderem sichergestellt durch räumliche Fixierung der Arbeiter (Verbot des Verlassens des Arbeitsplatzes);

2. *Achtung des Privateigentums* des Arbeitgebers;
3. *Beherrschung des eigenen Körpers und der eigenen Emotionen*; Verbot von Alkohol und Streit;
4. *Gehorsam* gegen den Arbeitgeber und *Achtung seiner Autorität*;
5. *Einhaltung von Arbeitsverträgen*; verhindert werden sollte das Weglaufen aus dem Compound (vgl. die Liste der Straftatbestände bei Fiedler-Conradi 1991, 135 f.).

Sanktionen für Vergehen nach der MSO waren Geldstrafen oder Gefängnis bis zu sechs Monaten. Den Pflichten der Arbeitnehmer(innen) standen keine vergleichbaren Rechte gegenüber: „Die einzigen begrenzenden Bestimmungen zum Schutz der Angestellten bezogen sich auf die Anzahl der Arbeitstage im Jahr (313) und die Länge eines Arbeitstages (10 Stunden). [...] Diese Regelung konnte jedoch leicht unterlaufen werden, weil der Begriff ‚Arbeitsstunden‘ nicht auch Zeit mit einschloß, während der sich die Angestellten in Bereitschaft zu halten hatten“ (Fiedler-Conradi 1991, 134 f.). Wichtig ist die Tatsache, daß ein Arbeitsvertrag unter der MSO praktisch unkündbar war: Für die Dauer des Vertrages (gesetzliche Höchstdauer: ein Jahr) war ein Arbeiter quasi des Arbeitgebers Sklave auf Zeit (Loney 1975, 62). Die Arbeiter hatten, wenn sie Arbeitsverträge unterschrieben, häufig keine Kenntnis von dem Gesetz, dem sie sich damit unterworfen hatten. In der Praxis nutzten die Arbeitgeber ihre Machtposition durch üppigen Gebrauch des *sjambok*, der Nilpferdpeitsche, sowie durch Bereitstellung von weniger als den Mindestnotwendigkeiten in Bezug auf Unterkunft und Verpflegung aus.

Disziplinierung der Körper

Die MSO blieb ein wichtiges Disziplinierungsmittel, auch als von Arbeitskräftemangel in Rhodesien nicht mehr die Rede sein konnte und längst die meisten Afrikaner auf den kargen Lohn, den sie von weißen Arbeitgebern erhielten, für ihr Überleben angewiesen waren. Von 1939 bis 1943 sanken die Reallöhne, dennoch stieg der Anteil der Afrikaner, die für Lohn arbeiteten, beträchtlich (Arrighi 1970, 206). Die MSO galt für alle ungelernten Arbeitskräfte (v. a. Berg- und Fabrikarbeiter) bis 1959, für Hausangestellte und Farmarbeiter sogar bis zur Unabhängigkeit Zimbabwes 1980. 1943 standen in Bulawayo, der zweitgrößten Stadt Rhodesiens, $\frac{1}{9}$ aller Angestellten wegen Anklagen, die unter die MSO fielen, vor Gericht (Loney 1975). Wie diese Zahlen zeigen, reichte ökonomischer Druck als Disziplinierungsmittel nicht aus, um die Arbeitsleistung der „Sklaven auf Zeit“ auf das von den Arbeitgebern gewünschte Niveau zu heben. Die Körper und die psychischen Strukturen der afrikanischen Arbeiter waren nicht kompatibel mit den Rhythmen industrieller Produktion. Die Europäer, die aus ihren industriekapitalistischen Herkunftsländern bereits eine verinnerlichte Arbeitsmoral gewohnt waren, haben jenen Makel durch forcierte Disziplinierung zu kompensieren versucht.

Disziplin ist die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, die eine höhere Form des Beherrschtwerdens ermöglicht. Der ideologische Begriff dafür war in der Sprache der Kolonisatoren: die „Zivilisierung der faulen Neger“. Die Elemente der Disziplinierung lassen sich an dem Straftatenkatalog der MSO ablesen. Ein Makel ist das Fehlen der Arbeitsdisziplin indes nur aus der Sicht der Käufer der Ware Arbeitskraft; die traditionellen Weisen der Tätigkeit kamen sehr gut ohne sie aus. Am Beispiel der *Zeitdisziplin* soll dies erläutert werden.

Traditionale Kultur und aufgabenbezogene Zeitorientierung

Lohnarbeit hat ein spezifisches Verhältnis zur Zeit, jedenfalls insofern der Lohn nach geleisteter Arbeitszeit gezahlt wird. Zeit ist dann: Geld. Sie darf darum nicht verschwendet, muß effektiv genutzt und also geplant werden. Ein Arbeiter, der für zehn Stunden Arbeit am Tag bezahlt wird, soll in diesen zehn Stunden seine ganze Kraft der Arbeit widmen – wenn das nicht geschieht, sinkt der Wert der Zeit (vgl. Thompson 1973, 84). Da die kapitalistische Wirtschaftsweise auf den Prinzipien der Konkurrenz und der Maximierung des Profits beruht, und da Wachstum Ziel eines jeden Unternehmens im Kapitalismus ist (und sein muß, weil unter den Bedingungen der Konkurrenz Stillstand Rückschritt bedeutet), gibt es *kein Genug*. Was gut war – die Produktivität, der Jahresabschluß, die Leistung eines Arbeiters – könnte immer noch besser sein, um den Marktanteil gegenüber den Konkurrenten zu steigern. Das heißt auch, daß Störungen des reibungslosen Ablaufs der Arbeit wie blaue Montage, Streitgespräche der Arbeiter, Unpünktlichkeit, etc. aus der Sicht des Unternehmers einen Zeitdiebstahl darstellen. Bei der Arbeit unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem kommt es nicht darauf an, eine Aufgabe zu erledigen, sondern darauf, die Produktion stets noch schneller, noch billiger, noch perfekter auszustoßen. Effizienzoptimierung wird zum Leitprinzip.

Dieses Verhältnis zur Zeit und zur Arbeitsleistung, für die im Industriekapitalismus groß gewordenen weißen Rhodesier eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit, war den Afrikaner(inne)n fremd. Ihr Arbeitsrhythmus in der subsistenten Landwirtschaft orientierte sich nicht an abstrakter, mit einem Geldwert versehener Zeit, sondern an konkreten Aufgaben. Was jemand tun mußte und wann, wurde von den Kreisläufen der Jahres- und Tageszeiten in Verbindung mit dem überlieferten Regelsystem der geschlechts- und generationspezifischen Arbeitsteilung vorgegeben. Man arbeitete so lange, wie die Natur der anstehenden Aufgabe es verlangte. Der Sozialhistoriker E. P. Thompson (1973, 84) charakterisiert die *aufgabenbezogene Zeitorientierung* folgendermaßen:

„Erstens: die aufgabenbezogene Zeitorientierung ist für den Menschen verständlicher als die Arbeit nach der Dauer der Uhr. Der Bauer oder Landarbeiter erfüllt die Aufgabe,

deren Notwendigkeit er unmittelbar wahrnimmt. Zweitens: In Gesellschaften mit aufgabenbezogener Zeitorientierung scheint die Trennung zwischen ‚Arbeit‘ und Leben am wenigsten ausgeprägt zu sein. Interpersonelle Kontakte und Arbeit vermischen sich – der Arbeitstag verlängert oder verkürzt sich je nach der zu bewältigenden Aufgabe – und es gibt kaum ein Gefühl eines Konflikts zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Zeit verbringen‘. Drittens: eine derartige Arbeitsauffassung erscheint dem, der gewohnt ist, nach der Uhr zu arbeiten, als verschwenderisch und ohne jeden Sinn für Dringlichkeit.“

Die arbeitsintensivste Zeit des Jahres bei den Shona war – für Männer und Frauen gleichermaßen – die Zeit der Ernte, von etwa Mitte März bis Mai oder Juni. Für Frauen gab es eine zusätzliche arbeitsreiche Zeit im November und Dezember, denn ihre Aufgabe war das Jäten des Unkrauts, das mit dem Beginn der Regenzeit üppig sproß (Schmidt 1992, 46). Andere Perioden waren weniger arbeitsintensiv. Dennoch gab es auch in den ruhigeren Phasen viel zu tun: Männer setzten zum Beispiel Hütten instand oder bauten neue, bereiteten das Feld für die nächste Aussaat vor, stellten Nahrungsspeicher, Geschirr, Musikinstrumente, Arbeitsgeräte und Kleidung her. Unter den Tätigkeiten, die Frauen ausführten, waren das Töpfern, das Sammeln von Wildpflanzen, Bierbrauen und das Zubereiten der täglichen Mahlzeiten. Frauen kümmerten sich auch um die kleinen Kinder (Rakelmann 1991, 262; Schmidt 1992, 50ff.). Ernte und das Dreschen des Korns wurden von beiden Geschlechtern erledigt. Auch auf gelegentliche Jagden gingen sowohl Männer als auch Frauen (Schmidt 1992, 50). Alle diese Tätigkeiten waren in traditionell-religiöse Zusammenhänge eingebunden, oder besser: Arbeit und religiöses Erleben waren nicht getrennt. Die Zugehörigkeit zu einem Verwandtschaftsnetz und zu einer Dorfgemeinschaft schließlich sicherte den Austausch von Arbeitshilfen und war somit eine Überlebensfrage – so daß, wer keine Beziehungen (mehr) hatte, verarmte (Rakelmann 1991, 259). Tätigkeiten sind also in der Tradition der Shona immer Teil sozialer Beziehungen und religiöser Bedeutungen gewesen.

Die Arbeit, die die Schwarzen für die Weißen verrichten mußten, war demgegenüber nur: Arbeit. Nichts daran war interessant oder bedeutsam als die Tatsache, daß sie bezahlt wurde. „(S)ie ist nur ein Mittel, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen“ (Marx 1844/1974, 514). Es ist im Marxschen Sinn *entfremdete Arbeit*. „Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, daß, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird“ (ebenda). Wessen Körper gewohnt ist, nicht zwischen Arbeit und Leben zu unterscheiden, wer sich ungeplant und zwischendurch bei einem Schwatz auszuruhen gepflegt hat, wer noch nie von einem Weckdienst aus dem Schlaf gerissen worden ist, um im Takt der Uhr zur Arbeit angetrieben zu werden, der wird nicht von heute auf morgen eine den Anforderungen der industriellen Produktion genügende Körpermaschine. Er muß dazu gemacht werden.

Erziehung zur Arbeit und Verinnerlichung der Herrschaft

Eine wichtige Rolle beim Projekt der „Zivilisierung der faulen Neger“ spielten die Missionsschulen der Kirchen. Enttäuscht von der weitgehenden Erfolglosigkeit ihrer Missionierungsversuche⁷ kamen die Missionare zu der Überzeugung, erst die Austreibung des Müßiggangs könne der christlichen Lehre den Weg in die schwarzen Seelen bereiten: „labora et ora“ formulierte ein Pater Prestage schon 1891 sein missionarisches Konzept. Sic: Erst arbeiten, dann beten (vgl. Gronemeyer 1991, 18)!

Die Missionsschulen wurden staatlicherseits gefördert. Das Ziel der Schulerziehung für Afrikaner(innen) war nach der Educational Ordinance von 1903, daß „pupils are taught industrial work, receive a sufficient knowledge of English and are trained in habits of discipline and cleanliness“ (zit. n. Loney 1975, 67). Es sind dies Fertigkeiten für die Arbeit unter weißen Herren: Englisch, um Befehle verstehen zu können; Sauberkeit, damit die Masters und die Ladies keine Dreckspatzen zum Diener haben sollen. Die Verinnerlichung von Werten schließlich sollte die Afrikaner(innen) auf ihren Platz im rassistischen ökonomischen System vorbereiten. Darum war die Schulerziehung freilich nicht darauf ausgerichtet, Afrikaner(innen) auf das Bildungsniveau der Weißen zu heben – was die Anglikanische Synode mittels der bekannten rassistischen Ideologie von der angeborenen weißen Überlegenheit begründete (Loney 1975, 66).⁸

Zu den in den Missionsschulen vermittelten Werten gehörte auch das Lebensmodell der Kleinfamilie mit Hausfrau und lohnarbeitendem Mann. So erfolgte die Erziehung wie die Missionierung geschlechtsspezifisch. Mädchen und Frauen wurden in Haushaltsführung nach europäischen Vorbild ausgebildet: Kochen, Nähen, Sauberkeit. Die Erziehung der afrikanischen Frauen hatte einen Hintergedanken: Den Kolonisatoren galten sie nämlich als Hindernisse auf dem Weg zur Zivilisierung der Männer. Der Einfluß der Frauen sei schuld daran, daß die afrikanischen Kinder zu undisziplinierten Faulpelzen aufwachsen würden, und er sei es auch, der die Männer, wenn sie nach einer Zeit der Lohnarbeit wieder in ihr Dorf und zu ihren Frauen oder Müttern zurückkehrten, dazu verleitete, ihre bei den Weißen erworbenen modernen Werte und guten Gewohnheiten wieder abzulegen und in die Unmoral zurück-

⁷ Wenn auch einige Bekehrungen stattfanden, so wurde doch generell der christliche Gott von den Afrikaner(inne)n zwar akzeptiert, aber in das je eigene religiöse System eingebaut, und ansonsten so weitergelebt wie bislang – Polygamie eingeschlossen.

⁸ Die *African Methodist Episcopal Church*, die unter anderem höhere Bildung für Afrikaner(innen) forderte, wurde vom Bischof von Mashonaland und dem Staat daran gehindert, einen Zweig in Rhodesien zu gründen. Sie erreichte das Land über Arbeitsmigranten dann aber doch (Loney 1975, 66).

zufallen (Schmidt 1992, 129). Es ist hier eine zentrale Einsicht in rassistische Ideologie gegossen: Die umfassende Beherrschung der Afrikaner(innen) setzt eine Zerstörung ihrer tradierten Kultur voraus.

Arbeit als Gott und Abstraktum

Allen Bemühungen der Kolonisatoren zum Trotz führen die Beherrschten fort, sich der reibungslosen Einfügung in die Industrieproduktion zu verweigern. Passive Aggressivität (zum Beispiel absichtliches Nichtverstehen eines Befehls) war eine häufige Widerstandsform. Die weißen Rhodesier sahen darin freilich keinen Protest gegen Herrschaft, sondern eine Bestätigung ihrer Auffassung, daß die Schwarzen von Natur aus faul seien. Ein Pater Richartz schreibt 1902 im „Rhodesian Herald“:

„Neben der notorischen Faulheit der Eingeborenen, die durch ihre Eltern gefördert wird, ist es die Unbeweglichkeit der Eingeborenen, sind es Vorurteile gegen den weißen Mann und gegen bestimmte Formen der Arbeit und überhaupt eine mangelnde Bereitschaft, anderen zu helfen (ein besonders übler Zug des Eingeborenencharakters), die den Eingeborenen daran hindern, willig und kontinuierlich zu arbeiten ... Wir sind verpflichtet, den Eingeborenen die Verbindlichkeit der Arbeit und die Belohnung für Arbeit klarzumachen und gegen Müßiggang als der Ursache für Unmoral zu kämpfen“ (zit. n. Gronemeyer 1991, 72).

Der Begriff der Arbeit, der sich aus den Äußerungen der rhodesischen Kolonisatoren, wie sie sich in großer Zahl in der zitierten Literatur finden, herauslesen läßt, zeichnet sich durch fünferlei aus: Er ist erstens der *Faulheit* in Opposition gegenübergestellt; er hat, zweitens, einen *moralischen Gehalt* im Sinne eines Gebotes: nur wer arbeitet, kann ein würdiger Mensch sein; der entsprechende Charakter ist, drittens, durch *Belehrung/Erziehung* herstellbar, oder zumindest förderungsfähig; der Begriff erfährt dabei, viertens, eine *religiöse Verehrung* (die Austreibung der Faulheit ist „heilige Pflicht“); schließlich: es ist ein *abstrakter Begriff, losgelöst von der Vorstellung konkreter Tätigkeit*. Ein solcher Begriff ist in den Sprachen der Shona vor der Kolonisierung unbekannt gewesen.

„Die Verben, die heute für arbeiten im Sinne der Abstraktion, im Sinne der Lohnarbeit benutzt werden, haben ursprünglich ebenfalls [nämlich wie alle Wörter in der Shona-Sprache, die Tätigkeiten bezeichnen; P. M.] eine deutliche soziale, konkrete Verankerung gehabt. *Kushanda*, das man im Lexikon als Synonym für ‚arbeiten‘ finden kann, ist zuvor für Feldarbeit oder für das Brauen von Bier verwendet worden. Allerdings vor allem da, wo Bier für den Verkauf gebraut wurde, nicht für den Eigenbedarf. Da ist offenbar am ehesten eine sprachliche Brücke zur Lohnarbeit herzustellen. Simon Kamaluza, 1939 geboren, benutzt das Wort ‚arbeiten‘ nur – so sagt er – wenn er für eine Tätigkeit Geld bekommt. Offenbar ist das eine weitgehend gültige Sache: Tätigkeiten,

die man für sich oder seine Familie ausübt, gelten nicht als ‚Arbeit‘: der uns bekannte Begriff ist für die Arbeit gegen Lohn vorbehalten“ (Gronemeyer 1991, 39).

Die Siedler waren nicht nach Afrika gekommen, um sich auf die ihnen fremde Kultur der dort lebenden Menschen einzulassen. Sie kamen, um sich eine Existenz nach den in ihrer Heimat üblichen Vorstellungen aufzubauen, in der Hoffnung, dabei reich zu werden oder jedenfalls wohlhabender, als es ihnen in England oder der Kapkolonie möglich gewesen wäre. Für dieses Ziel waren sie willens, selbst hart zu arbeiten. Der Gott der Arbeit, den sie verehrten, war dazu geeignet, alle Arten von Zwangsmitteln gegen die Shona und Ndebele zu rechtfertigen.

„Arbeit ist den Gesetzen Gottes und des Menschen gemäß die Bestimmung der menschlichen Rasse. Und es ist kein Grund zu sehen, warum die Regierung der Matabele von diesem Fluch, der auf uns gelegt ist, ausgenommen werden sollte“ (zit. n. Gronemeyer 1991, 23).

Was Rhodes und andere die „Würde der Arbeit“ nennen, heißt hier „Fluch“. Die logische Struktur der Aussage ist in beiden Fällen dieselbe: *Was wir tun, sollen die anderen auch tun müssen (weil Gott oder die Natur es so will)*. Man darf dies nicht *nur* als ideologische Legitimierung der Ausbeutung betrachten. Die von den Kolonisatoren selbst in ihrer je individuellen Sozialisation zum *homo oeconomicus* verinnerlichte Arbeitsauffassung paarte sich mit ihren handfesten Interessen und gab ihrer Wahrnehmung die Begriffe. Darum konnten sie die Andersartigkeit der Afrikaner(innen) lediglich als Defizit, als nicht vollzogene Entwicklung wahrnehmen. Infolgedessen leuchtete ihnen Rhodes' Rede von den Afrikaner(inne)n als Kindern (s. o.) ein. Die Kolonisation war natürlich *nicht* die Vertreibung aus einem Paradies des Müßiggangs. Wie viel der oder die durchschnittliche Shona, der oder die durchschnittliche Ndebele am Vorabend der Kolonisierung gearbeitet hat, ist schwer zu ermessen. Die Idee einer vergleichenden Messung von Arbeitsmengen kann ohnehin nur auf der Grundlage des abstrakten Arbeitsbegriffs entstehen; sie verfehlt die Lebenswirklichkeit der vorkolonialen Menschen. Die Shona und Ndebele als Müßiggänger wahrzunehmen bedurfte indes einer radikalen Realitätsverleugnung. Diese dürfte durch einen unbewußten Prozeß begünstigt worden sein: Der Haß der Siedler auf die angebliche Faulheit der Schwarzen ist zum Teil die Folge einer *projektiven Identifizierung* mit denselben. Die Siedler, angelockt von Zeitungsanzeigen und Versprechungen von Rhodes, der viele Siedler persönlich angeworben hatte (Lamparter 1991, 97), hofften auf ein besseres Leben in einem „Land, in dem Milch und Honig fließt“ (ebenda). Bald schon mußten sie erkennen, daß sie selbst für ihr Überleben harte Arbeit zu leisten hatten, während die Afrikaner(innen) sich in scheinbarer Selbstgenügsamkeit von den Früchten der Erde ernährten. Der Wunsch, selbst in so einem Paradies zu leben, muß in manchem Siedler wach geworden sein, selbst wenn das Paradies nur eingebildet war. Es ist dies aber ein Wunsch, der nicht

mit den Forderungen der entbehrungsreichen Realität und des vom Arbeitsethos geprägten Ichideals zu vereinbaren ist. Die Sehnsucht nach dem Paradies haben die Siedler daher auf die Afrikaner(innen) projiziert und als renitente Faulheit in ihnen verfolgt – mit der ganzen Energie des Hasses auf den unzivilisierten Rest im eigenen Innern.

Schluß

Da Rhodesien vergleichsweise spät kolonisiert wurde, trafen die Siedler als Kinder einer bereits ausgeprägten Arbeitsgesellschaft auf die Shona und Ndebele, die bis dahin von den fragwürdigen Segnungen des Imperialismus weitgehend verschont geblieben waren. Die Kolonisatoren kannten die afrikanischen Lebensformen nicht und sie bemühten sich auch nicht, sie zu verstehen. In umso selbstgerechterer Weise schufen und rechtfertigten sie ein rassistisches ökonomisches System, das nicht zuletzt darauf ausgerichtet war, ein Reservoir schwarzer Arbeitskräfte für die Zwecke der Weißen zu sichern. Die betrügerische Inbesitznahme und kriegerische Eroberung waren nur der Anfang und die Grundlage eines Gewebes aus subtilen und groben Zwängen, die die afrikanischen Subsistenzgemeinschaften in Lieferanten billiger Lohnarbeit umwandeln sollten. Dabei hat sich gezeigt, daß ökonomischer Druck für diesen Zweck notwendig war, aber nicht ausreichte. Es gab eine Inkompatibilität der Shona- und Ndebele-Kulturen mit der industriegesellschaftlichen Ökonomie. Diese bestand *nicht* darin, daß den Afrikaner(inne)n etwa an ökonomischer Rationalität gemangelt hätte. Wie gesehen, wußten sie ja die Ressourcen ihres Landes zu nutzen, indem sie ihre Anbauflächen vergrößerten und den Überschuß an die Weißen verkauften, um so der Lohnarbeit zu entgehen – bis die Umorientierung der Kolonialwirtschaft ab 1904 den Schwarzen, die zunehmend in Reservate gezwängt wurden, während die weiße Landwirtschaft dank gezielter Förderung expandierte, diese Möglichkeit nahm. Womit sich die Lohnarbeiter, die „Sklaven auf Zeit“, nicht arrangieren konnten und wollten, war der Arbeitsrhythmus der Industrieproduktion. Sie hatten nicht die Sozialisation zur Arbeitskraft durchlaufen, die in Europa zu der Zeit bereits weitgehend alternativlos war. Die Disziplinierungen durch Strafgesetz, Missionierung, Erziehung und Reglementierung (Bierbraulizenzen) stellten Versuche der weißen Herrscher dar, diese Sozialisation einzuführen beziehungsweise nachzuholen.

Damit folgten die Kolonisatoren Mustern, nach denen auch in Europa der Industriekapitalismus seinen Siegeszug gehalten hatte, wenn auch über einen viel längeren Zeitraum hinweg. Die Trias von Waffengewalt, ökonomischem Druck und Disziplinierung läßt sich auch dort ausmachen (vgl. Meyer 1982,

108–147). Die Reglements der Masters-and-Servants-Ordinance gleichen nicht überraschend den Fabrikordnungen des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa. Die Predigten der puritanischen Moralisten gegen den Müßiggang vor allem der armen Bevölkerung decken sich in Ziel und Inhalt auffällig mit der Lehre der rhodesischen Missionare, und die Programme der europäischen Armenschulen waren nicht zuletzt darauf ausgerichtet, die zukünftigen Arbeiter schon früh an industriekompatible Zeitdisziplin zu gewöhnen (vgl. Thompson. 1973, 94 ff.). Thompson hat im übrigen darauf hingewiesen, daß die Forderungen nach Disziplinierung der Kolonisierten zur produktiven Arbeit auch in der Ära der Entwicklungshilfe weiterleben, in der, wie der Autor spöttisch zusammenfaßt, „westliche Entwicklungstechniker ihren rückständigen Brüdern die Gaben der Charakterbildung offerieren“ (ebd., 102, mit einigen instruktiven Beispielen).

Ich bin durch die Gutachter aufgefordert worden, einige Konsequenzen meiner Analyse für die Psychologie der Arbeit darzulegen. Das ist nicht auf direktem Wege möglich, weil die Geschichte der Arbeitspsychologie in einer Gesellschaft beginnt, in der die ökonomischen Zwänge zur Lohnarbeit längst als Selbstverständlichkeiten etabliert sind und die Arbeitsdisziplin weitgehend verinnerlicht und unhinterfragt geworden ist. Thompson faßt die Geschichte der Verselbstverständlichung der Zeitdisziplin gut zusammen:

„Der ersten Generation Fabrikarbeiter wurde die Bedeutung der Zeit von ihren Vorgesetzten eingebleut, die zweite Generation kämpfte in den Komitees der Zehn-Stunden-Bewegung für die kürzere Arbeitszeit, die dritte schließlich für einen Überstundenzuschlag. Sie hatten die Kategorien ihrer Arbeitgeber akzeptiert und gelernt, innerhalb dieser Kategorien zurückzuschlagen. Sie hatten ihre Lektion – Zeit ist Geld – nur zu gut begriffen“ (Thompson 1973, 97).

Eine Aufgabe der Arbeitspsychologie sollte es sein, herauszuarbeiten, was es eigentlich für das arbeitende Subjekt bedeutet, daß die Formen seiner Tätigkeit und seiner verinnerlichten Arbeitshaltung Resultat einer Geschichte von Gewalt und Zwang ist. Welche Gewalt steckt in der Sozialisation zur Arbeitskraft, die jedes Kind der kapitalistischen Industriegesellschaften durchmacht (man denke an die Stundenpläne, die regelmäßigen Leistungsüberprüfungen und die Strafsysteme der Schulen nicht vor allem als Mittel zur Wissensvermittlung, sondern als Techniken, mit denen Gehorsam gegenüber einem vorgegebenen Zeitregime und vorgegebenen Tätigkeitsinhalten eingeübt wird)? Das Moment der Gewalt, das in der Sozialisation zur Arbeitsdisziplin liegt, wird in der Kolonisierung deutlich sichtbar, ist hingegen in unauffälligerer Weise auch in den heutigen Industriegesellschaften vorhanden. „Ökonomische Rationalität“, schreibt Adorno, „gründet in physischem Zwang, der leiblichen Qual“ (1972, 48) – und das hat Konsequenzen für die arbeitenden Subjekte. Während die psychopathogenen Folgen der Arbeitslosigkeit gut bekannt sind, mangelt es an einer Analyse der psychopathogenen Folgen der Arbeit.

Alltagspsychologisch wäre es auch interessant zu untersuchen, wie diejenigen wahrgenommen werden, die nicht (lohn)arbeiten. Meine Hypothese dazu

ist, daß der Arbeitsbegriff, wie ich ihn bei den rhodesischen Siedlern herausgearbeitet habe, weiterhin im Durchschnittsbewußtsein herrscht, daß er dabei nichts von seiner Substanz eingebüßt hat als die theologische Konnotation seiner irrationalen Verehrung und daß er die Grundlage leicht zu weckender aggressiver Empfindungen gegen scheinbare oder tatsächliche Müßiggänger bildet. Wenn Bundeskanzler Schröder innerhalb der Diskussionen um die Einführung der Arbeitspflicht für Sozialhilfeempfänger davon spricht, daß es „kein Recht auf Faulheit“ gäbe (vgl. von Schmude 2001), dann benutzt er den uns wohlbekannten erklärten Hauptfeind der Arbeitsdisziplin in ebenso wohlbekannter Dichotomisierung. Dabei geht es inzwischen nicht mehr darum, tatsächlich dringend benötigte Arbeitskräfte für die Interessen von Unternehmen verfügbar zu machen. Ziel der neuen Angriffe gegen die Nichtarbeitenden sind stattdessen die Rechtfertigung der Kürzung sozialstaatlicher Leistungen und die Verschleierung der strukturellen Ursachen der Massenarbeitslosigkeit, die systemimmanent und durch Programme zur Förderung des Wirtschaftswachstums nicht zu beheben sind.

Ein anderes Beispiel stammt aus meinem eigenen Arbeitsleben. In dem Wohn- und Übergangsheim für psychisch kranke Menschen, in dem ich als Student beschäftigt war, forderten einige Mitarbeiter, das Aufnehmen einer Arbeit zur Voraussetzung für einen Wohnplatz in besagtem Heim zu machen – in vollem Bewußtsein der Tatsache, daß die für chronifizierte Kunden des psychiatrischen Systems einzig erreichbaren „geschützten Arbeitsplätze“ bezüglich ihrer Qualität auf der Skala zwischen mäßig abwechslungsreich bis vollkommen stumpfsinnig angesiedelt sind und gewöhnlich mit 1 Euro pro Stunde bezahlt werden. Zur Begründung führten die Mitarbeiter das sogenannte Normalisierungsprinzip an (das innerhalb der Psychiatriereform als Gegenkonzept zu Institutionalisierung und Hospitalisierung einen wenn auch zweischneidigen Sinn hat): Da es in unserer Gesellschaft normal sei, zu arbeiten, sollten die Heimbewohner das eben auch tun. Es sei in jedem Fall besser, als jeden Tag bis mittags im Bett zu liegen. Wenn es auch wahr ist, daß der Mangel an erfüllender Beschäftigung gewiß nicht zur Lebensfreude der Bewohner beiträgt, ist kein Grund dafür ersichtlich, weswegen das zwangsweise Eintüten von Vogelfutter dem In-den-Tag-hinein-Leben per se vorzuziehen sein soll.

Es scheint, daß eine verinnerlichte Arbeitsdisziplin leicht mit einer Tendenz einhergeht, diejenigen als faul abzuwerten, die der Arbeit nicht huldigen – unabhängig von den Gründen dafür und sogar unabhängig davon, ob es tatsächlich etwas Sinnvolles zu tun gibt. Wir leben in einer verrückten Welt, in der Arbeit und das Dazugehören zur Arbeitsgesellschaft zum Selbstzweck geworden sind, während gleichzeitig der Bankrott der Arbeitsgesellschaft immer offensichtlicher wird – oder werden müßte.

Zum Abschluß sei es erlaubt, noch einmal nach Matabeleland zurückzukehren. Der Engländer Robert Moffat (1795–1883), der lange vor der Gründung Rhodesiens im Herrschaftsgebiet der Ndebele eine Missionsstation

errichtete, schloß Freundschaft mit dem damaligen Ndebele-König Mzilikazi. In einem Brief an seine Frau schildert Moffat, wie der König ihn bei der Herstellung von Zinnkanistern beobachtete:

„Er äußerte seine Verwunderung darüber, wie ich den ganzen Tag arbeiten könne und warum ich nicht die Arbeit drei- oder viermal unterbrechen könne, um zu essen, obwohl er mich darum gebeten hätte. Er sagte: Du mußt entweder schreiben oder lesen, oder arbeiten, oder herumlaufen, oder reden. Als ich ihm erzählte, daß ich nicht müßig sein könne und daß alle Engländer so wären, ja daß sie von Kindesbeinen an so erzogen würden, meinte er, daß, wenn er nach England gehen würde und er sich seine Arbeit auswählen könne, er sich für das Viehhüten entscheiden würde; schließlich sei er außerstande, immer zu arbeiten“ (zit. n. Lamparter 1991, 86).

Betriebsamkeit muß ja nicht per se etwas Schlechtes sein. Aber freier als die unsere wäre eine Gesellschaft, in der es für jeden die Möglichkeit gäbe, sich für ein gemütlicheres Leben zu entscheiden – guten Gewissens, ohne als Leistungsverweigerer geächtet zu werden und ohne deswegen zu verarmen. Die Unterwerfung unter das Regime der abstrakten, in Geldwert gemessenen Zeit wäre kein Zwang mehr.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1955): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII, 42–85. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972.
- Arrighi, Giovanni (1970): Labour Supplies in Historical Perspective: A Study of the Proletarianization of the African Peasantry in Rhodesia. *The Journal of Development Studies*, 3, 197–234.
- Baumhögger, Goswin (1987): Zimbabwe. In Rolf Hofmeier u. Mathias Schönborn (Hg.), *Politisches Lexikon Afrika*, 465–480. München: Beck (3. Auflage).
- Brückner, Peter (1982): *Psychologie und Geschichte*. Wagenbach: Berlin.
- Fiedler-Conradi, Sabine (1991): „Und es war alles Rechts“. In Reimer Gronemeyer (Hg.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, 105–145. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, Michel (1975): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (10. Auflage 1992).
- Gronemeyer, Marianne (1988): *Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gronemeyer, Reimer (1991) (Hg.): *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Illich, Ivan (1982): *Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*. München: Beck (2. Auflage 1995; Orig.: Gender, London).
- Lamparter, Wilfried (1991): „Sie wußten nicht einmal, was Arbeit war ...“. In Reimer Gronemeyer (Hg.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, 81–103. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Loney, Martin (1975): *Rhodesia. White Racism and Imperial Response*. Harmondsworth, Baltimore, Ringwood, Markham: Penguin Books.
- Marx, Karl (1844): [Die entfremdete Arbeit]. In: MEW, Ergänzungsband I, Bd. 40, 510–522. Berlin: Dietz 1974.
- Meyer, Wolf-Hartwig (1982): *Arbeitszufriedenheit. Ein interessiertes Mißverständnis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rakelmann, Georgia A. (1991): Hacke und Spaten. In Reimer Gronemeyer (Hg.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, 225–269. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schmidt, Elizabeth (1992): *Peasants, Traders, and Wives. Shona Women in the History of Zimbabwe, 1870–1939*. Portsmouth, Harare, London: Heinemann, Baobab, and James Currey.
- Schmude, Marcus von (2001): Das Recht auf Muße. Muß denn Faulheit Sünde sein? Zeitung zum Sonntag, Nr. 15 (15. 4.), 1.
- Seitz, Cornelia (1991): Das Gesinde: Schwarze Arbeit im weißen Haushalt. In Reimer Gronemeyer (Hg.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, 149–179. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.
- Thompson, Edward P. (1973): Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus. In Rudolf Braun (Hg.), *Gesellschaft in der industriellen Revolution*, 81–112. Köln: Kiepenheuer u. Witsch.

Peter Martin, Sophienstr. 27, D-28203 Bremen.

Diplompsychologe.

Arbeitsschwerpunkt:

Psychologie moralischen Handelns.

Manuskript eingegangen am 30. April 2002.